

Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens
Herausgeber: [s.n.]
Band: 4 (1948)

Artikel: Alpenluft und Schweizerheimweh
Autor: Camenisch, Carl
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-971661>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 13.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ALPENLUFT UND SCHWEIZERHEIMWEH

Von Carl Camenisch

Auch die Schweizerluft hat ihre Geschichte, und auch ihr Charakterbild schwankt im Urteil der Zeiten.

Was ist nicht alles gefabelt worden über ihren Einfluß auf Geist und Gemüt der alten und jungen Helvetier und Räter! Die einen machen sie verantwortlich für die bäuerischen Sitten der Schweizer, die anderen sehen sie an als die Quelle ihrer Freiheit. Den Bewohnern des Tieflandes erschien sie in früheren Zeiten als ungesund oder geradezu verderblich; in unseren Tagen kommen zur Sommers- wie zur Winterszeit von allen Seiten her Tausende aus den Städten der Ebene in unsere Berge, um sich in ihrer reinen Luft wieder gesundzubaden.

Es ist nicht undankbar und nicht uninteressant, einmal zu betrachten, was uns darüber, abseits vom breiten Weg der lauten Kriegs- und Staatsaktionen, auf dem stilleren Pfade der Kulturgeschichte begegnet.

Der neueren Geschichtsbetrachtung kommt das Verdienst zu, nicht nur auf den tosenden Waffenlärm der streitenden Völker zu hören, sondern auch dem friedlichen Leben und Weben der Menschheit nachzuspüren, das Ohr an die Vergangenheit zu legen und ihre Gespräche des Alltags zu belauschen.

Was die alten Griechen von den Bewohnern der Alpen zu erzählen wissen, ist ohne Belang für die Kenntnis der Bergeswelt. Zwar ist es ein Grieche, der dreihundert Jahre vor Christus lebende Dichter und Grammatiker Lykophon, der uns zuerst den Namen «Alpes» nennt; es soll ein ligurisch-keltisches Wort sein und Bergweide bedeuten. Was sie uns sonst über Rhipäen berichten, wie sie die Bergeskette von Spanien bis nach Ungarn hinein nannten, beruht nicht auf Wissen, sondern auf abergläubischen Vorstellungen. Jenseits des ihnen bekann-

ten Balkengebirges leben, über die Alpen verstreut, die Hyperboräer, ein wunderlicher Menschenschlag, zusammen mit Drachen und Greifen. Ein Aberglaube ist es auch, der sie glauben läßt, daß die Luft der Berge und der dort herrschende rauhe Wind Blumen und Blüten vernichten.

Das gilt nun allerdings nicht von allen Griechen. Es wäre merkwürdig, wenn unter einem Volke, das so viele helle Köpfe aufwies, nicht auch solche zu finden wären, die die Schranken des Aberglaubens mit den Keulen der Wissenschaft zu zertrümmern suchten. Und in der Tat finden wir denn auch — schon ein halbes Jahrtausend vor Beginn unserer Zeitrechnung — einen Mann, der den Wert der reinen Bergluft erkannt hat: Hippokrates, der berühmte Arzt von Kos, rühmt in seinen Schriften die Atmosphäre der Berge und schreibt dem Alpenklima die Gesundheit und Stärke der Bergbewohner zu. Nach einer alten griechischen Sage schickt schon Apollon seinen schwächlichen Sohn Asklepios zur Erholung in die stärkende Luft des Pelion — in seinen Göttern malt sich der Mensch!

Bei den Römern ist es nicht besser bestellt mit der Kenntnis und Achtung vor der Bergeswelt. Zwar lobt auch Julius Cäsar den herrlichen, gesundheitstrotzenden Leib, die *mirifica corpora*, der Alpenöhne unter seinen Truppen, sonst aber weiß er von den Bergen nichts Gutes zu melden. Kann Gleichgültigkeit gegenüber den Schönheiten der Natur deutlicher an den Tag gelegt werden, als indem man während einer Alpenreise eine Abhandlung über Grammatik schreibt, womit sich der römische Feldherr die «langweilige» Reise von Rom nach Gallien verkürzte? (Übrigens wird auch von dem ganz in antiken Vorstellungen lebenden Humanisten Erasmus von Rotterdam erzählt, er habe auf der Rückreise von Italien über den Septimer [hoffentlich nicht vom *genius loci* inspiriert!] an seiner Schrift vom «Lob der Torheit» gearbeitet.)

Eine Ausnahme vom Zeitgeist finden wir beim Römer Cicero, der in seiner Schrift «Über die Götter» den Satz verfochten hat, daß, je reiner und dünner die Luft, desto feiner die Köpfe seien.

Durch Hannibals kühnen Zug über die schneebedeckten Westalpen war man zwar auch in Rom auf die Alpen aufmerksam geworden, aber das unerhörte Ereignis weckte in den Römern nur Angst und Grauen. Ein römischer Dichter, Silius Italicus, der in sein Gedicht über den Zweiten Punischen Krieg auch die Alpen hineinflocht, weiß nichts von sonnigen Höhen und klarer Luft, sondern bloß von ewigem Winter,

schwarzen Nebeln und gähnenden Abgründen zu erzählen, und statt ins blaue Himmelszelt hinein, sieht er dort nur in den Schlund der Hölle. Für eines hatten die kriegerischen Römer indes offene Augen: den Nutzen haben sie ja nie übersehen. Aus den rätischen Alpentälern holten sie unerschrockene Soldaten und mächtige Lärchen zum Bau ihrer Flotte; ihre Jäger erfreuten sich reicher Beute im wilden Jagdgebiet; aus Alpenkräutern brauten ihre Ärzte Lebenstränkelein, und außer den Bergkristallen, die sie für gefrorenes Eis hielten, schleppten sie den bunten Alpenmarmor zu ihren Kunstbauten bis nach Rom.

Darf man auch das Christentum als solches nicht direkt dafür verantwortlich machen, dem engherzigen Sinn der mittelalterlichen Kirche, in der die Religion zur Theologie wurde, darf der Vorwurf nicht erspart werden, daß er nichts tat zur Aufhellung des Aberglaubens, der auf der Bergwelt lag. Die Zeit des Mittelalters, die die freien Geister hinter die Klostermauern bannte, bevölkerte dafür die Berge neuerdings mit Gespenstern, und die Weltweisen jener Zeit, die die Alpen in den Kreis ihrer Wissenschaft zogen, prophezeiten von ihnen nur Böses. Der Lombarde Ambrosius, der heilige Bischof von Mailand, vertritt die Meinung, daß die Gletscher und Schneeberge die Atmosphäre beständig abkühlen, wodurch auch in der Ebene das Klima so rauh werde, daß nach hundert Jahren in der Nähe der Alpen kein Wein mehr wachsen könne. Sogar ein Schweizer, der gegen Ende des 15. Jahrhunderts lebende gelehrte Dekan von Einsiedeln, Albert von Bonstetten, erzählt von den Bergen des Gotthardmassivs: Hier herrscht in den Klüften schwarze Nacht, und häßliche Wälder, ausgefüllt mit Felsblöcken, füllen die Täler. In einem milden Lichte erscheint ihm nur der grüne Rigi-berg. Während nach ihm auf den hohen Bergen die bösen Geister leben, birgt der Rigi in seinem Innern ein Paradies der Freude und Glückseligkeit für die Heiligen, deren Weihegesänge man bisweilen bis weit in die Ferne vernimmt.

Wenn die führenden Männer so sprachen, war es selbstverständlich, daß bei der Menge die Meinung vom Einfluß der Bergluft auf den Verstand der Menschen keine gute war. Man stellte geradezu den Satz auf, daß ein großer, d. h. frommer Geist nur in einem kleinen, vernachlässigten Körper gedeihen könne. «Was sich wohl leibet, beseelt sich übel», war der Wahlspruch des Zeitalters, das an Stelle von Wissen und Leben Glauben und Abtötung des Leibes und des freien Geistes predigte.

Dann zog ein helles Meteor am Himmel auf: Die Renaissance und ihr Kind, die Reformation, durchleuchteten und vernichteten wie so

manchen anderen Aberglauben auch den, daß die körperliche Gesundheit seelische Krankheit bedinge und, statt zum Himmel, zur Hölle führe. Hatten sich die Minnesänger, die der Kirche zum Trotz von der Sünde und der Vernichtung der Lebensfreude nichts wissen wollten, noch darauf beschränkt, die Natur zu besingen, so gingen der italienische Dichter Petrarca und sein Landsmann, der große Gelehrte und Künstler Leonardo da Vinci, bereits zur Besteigung und wissenschaftlichen Beschreibung der Berge über. Als Petrarca während seines Aufenthaltes am Papsthofe in Avignon, von unnennbarer Sehnsucht in die Berge getrieben, auf dem Gipfel des Mont Ventoux anlangt, wird er von stummer Andacht erfüllt und greift zu einem Büchlein, das sein Lebensführer geworden war. Es sind die Bekenntnisse des heiligen Augustinus, und zufällig fällt sein Auge auf harte Worte des Tadel, die der Heilige denen zuruft, die «die Berge bewundern und dabei sich vergessen»; er schweigt betrübt; er kann seinem Meister nicht mehr folgen; der mittelalterliche Mensch erstirbt in ihm, und in der hehren Alpenwelt wird der neue Mensch geboren. Leonardo da Vinci bringt von seinen Alpenfahrten ins Berninagebiet die Vision des Oberengadins mit sich und verwendet sie als landschaftlichen Hintergrund für seine Mona Lisa.

Bald bekamen unsere Berge dann auch anderen freiwilligen Besuch. Das Leid wurde zur Lust. Hatten früher die deutschen Kaiser und Krieger die Alpen nur überschritten, weil sie sie auf ihren Eroberungszügen nicht vermeiden konnten, und die Mönche und Pilger, weil sie in dem Schrecken der Berge, wie Tannhäuser, den verlorenen Himmel oder, was für sie dasselbe war, die Gnade der Kirche, die die Himmelschlüssel verwahrte, zu gewinnen hofften, so suchte man jetzt die sonnigen Höhen und die reinen Lüfte auf, um trunkenen Auges sich daran zu laben und in ihrer Schönheit zu baden. Unter den ersten Männern, die, einem obrigkeitlichen Verbot der Stadt Luzern zum Trotz, den Pilatus bestiegen haben, finden wir den St. Galler Gelehrten Joachim von Watt und Myconius, Zwinglis Freund und späteren Basler Professor.

An oberster Stelle aber unter den Verkündigern der Berge, ihrer Schönheit und Heilwirkung auf Geist und Körper, steht der bekannte Arzt und Naturforscher Konrad Geßner, der nicht nur in einer Hinsicht zu denen gehört, die vor ihrer Zeit geboren wurden. Was ihm die Alpen waren, sagt er in schönen, schlichten Worten in einem Brief, den er 1541 als Begleitschreiben einer Abhandlung über die Milch und

Milchprodukte an einen Glarner Freund sandte: «Ich habe mich entschlossen, fortan, solange mir von Gott das Leben vergönnt ist, jährlich mehrere Berge oder doch einen zu besteigen, wenn die Pflanzen in ihrer Vollkraft stehen, sowohl ihrer Kenntnis halber als auch wegen der edlen Körperübung und geistigen Erquickung. Denn welche Lust und was für eine Wonne ist es für ein empfängliches Gemüt, die unermesslichen Gebirgsmassen staunend zu betrachten und gleichsam das Haupt in die Wolken zu erheben! Auf unsagbare Weise wird von der ganz überwältigenden erstaunlichen Höhe das Herz berührt und hingerrissen zum Gedanken an jenen höchsten Baumeister. Die Menschen freilich, deren Geist stumpf ist, wundern sich über nichts, verharren untätig daheim . . . und denken nicht, daß der Mensch in die Welt gestellt worden ist, um aus ihren Wundern die erhabene Gottheit selbst zu erfassen.»

Diesem begeisterten Propheten, der die Schönheit der Berge und das von ihnen kommende Heil verkündete, folgten aber damals nur wenige Auserwählte.

Einer dieser wenigen war der Churer Stadtpfarrer Johannes Fabricius Montanus (mit seinem bürgerlichen Namen Hans Schmid von Bergheim), den Zwinglis Nachfolger am Großmünster, der gelehrte Heinrich Bullinger, den Churern als Seelsorger und weisen Lehrer warm empfohlen hatte, der dann von 1557 bis zu seinem 1566 durch die damals grassierende Pest erfolgten Ableben als Pfarrer zu St. Martin wirkte. Von seiner Arbeit und seinen Sorgen in einer turbulenten Zeit erholte er sich jeweils in Gottes freier Natur durch Alpenwanderungen und botanische Exkursionen, worüber er mit seinem Freund Geßner in Zürich korrespondierte, dem er auch gelegentlich Blumen und Samen von Alpenpflanzen aus seinem Pfarrgarten schickte. Wie er schon in Zürich seine Schüler zum Botanisieren auf den Ütliberg geführt hatte, gab er sich auch in Chur alle Mühe, die Leute zu Bergfahrten anzuregen, und bestieg 1559, wohl als erster, mit dem Rektor der Nicolaischule, Pontisella, und dem Arzt Zacharias Beeli den Calanda, was damals die Churer Stubenhocker mit nicht geringem Erstaunen erfüllte. Da Montanus auch Medizin studiert hatte, interessierte er sich neben seinen Amtsgeschäften für die Bündner Mineralquellen und schickte Angaben über seine Beobachtungen an seinen Freund Konrad Geßner, der, dadurch angeregt, mit ihm zusammen im Jahre 1561 die Heilquellen von Alvaneu, Bormio und Schuls besuchte, worüber Montanus ein Gedicht verfaßte und seinem gelehrten Freunde widmete.

Auch Theophrastus Paracelsus besuchte um jene Zeit das Engadin und preist seine Heilfaktoren: die Mineralquellen und die gesunde Luft.

Ulrich Campell, der Vater der Bündner Geschichte, begründet seine Erzählungen von den starken und gesunden Bündnern mit der gesunden Bergluft; besonders erwähnt er das ziemlich kalte und rauhe, aber äußerst gesunde Davoser Klima.

Von Ausländern hören wir im XVI. Jahrhundert wenig. Die religiösen und politischen Probleme und Kämpfe ließen ihnen wenig Zeit und Sinn für den «heiligen Äther» der Alpenwelt. Als der siebenundzwanzigjährige Martinus Luther, noch als Mönch, einen Vorgesetzten seines Ordens, immer einer hinter dem andern (wie Dante es am Anfang des XXIII. Gesanges des Infernos schildert: «come i frati minor vanno per via») über die Alpen nach Rom begleitet — via Chur und den Splügenpaß —, steckt er noch zu tief im Mittelalter, als daß er ein freundliches, offenes Auge für die Bergwelt gehabt hätte. Er lobt in seinen Tischreden zwar gelegentlich die sicheren und guten Schweizer Straßen, die vielen und schönen Kühe. «Die Schweiz ist ein dürr und bergig Land, darum sind die Leut stark, emsig und hurtig, haben keinen Ackerbau, nur Wiesen, dann es ist nicht mehr dann Berg und Tal.» Besonders rühmt er den «Freund des Magens, den *vinum Rheticum*, feltliner, quod in *Alpibus crescit, amicum stomacho*».

Das Jahrhundert des bösen Dreißigjährigen Krieges hatte natürlich noch weniger Sinn für die hehre Alpenwelt. Wohl kamen viele fremde Gäste in unser Land, aber nicht, um sich an seiner Natur zu erfreuen, sondern mit Gewalt und Waffen, um zu rauben und zu plündern; die Bündner Alpen waren der Pässe wegen zwischen den verfeindeten Mächten zum Streitobjekt geworden. Die ebene Schweiz war zwar eine Friedensinsel geblieben im Wirbel der Zerstörung, die Grimmelshausen mit den Worten schildert: «Ein jeder lebt ohne Furcht und Sorge in Lust und Freude unter seinem Feigenbaum, also daß ich dieses Land für ein irdisch Paradies hielt.» Neben diesen, mehr die materielle, praktische Seite betonenden Worten gibt es aber auch einen ästhetischen Ausspruch aus dem Munde des «guten Herzogs» Rohan, der — auch umgeben von Waffenlärm und Intrigen — den Sinn für Naturschönheit bewahrt hatte, als er die idyllische Schönheit des Heinzenbergs empfand und pries. Es waren Worte eines Predigers in der Wüste, der Sinn für die Schönheit der Natur war tot. Die Zeit, da es eine Lust war zu leben, war dahin, der Sinn für freies Empfinden und Denken erstorben; die durch den belebenden Geist der Renaissance geweckten Ideen

welkten auch in der reformierten Kirche dahin; an Stelle der beobachtenden Forschung trat wieder der blinde Autoritätsglaube einer starren Orthodoxie; man schwur gedankenlos auf die Worte der «Meister».

Auch auf anderen Gebieten traten bald wieder an Stelle des aufgeklärten Geistes Aberglauben und Vorurteile. Statt selber zu sehen und zu prüfen, redete man den Stubengelehrten wieder alles nach, was sie als tiefe Weisheit in dicke Bücher schrieben, und glaubte es unbesehen.

Das bekam auch die Schweizerluft zu spüren. Im Jahre 1705 disputierte zu Rostock ein Gelehrter über die «Gesunde Luft» und behauptete dabei von der «Schweizer und anderer Bergluft», daß «wegen ihrer Ungesund- und Grobheit die Gemüter der Einwohner ganz dumm werden und die Schweizer insbesondere eben deswegen das Heimweh bekommen, weil sie eine reinere und gesündere Luft nicht vertragen können, gleich den Wiedehopfen, welche, an den stinkenden Mist gewöhnt, anderswo nicht leicht trühen, oder jenem wittenbergischen Henkersknecht, der von einer Ohnmacht, in die er bei Anlaß einer wohlriechenden Apotheke gefallen, nicht eher habe zurecht gebracht werden können, bis sein Meister ihn in ein Sekret gelegt».

Ähnliche Vorwürfe sind auch von anderen Gelehrten den Bergbewohnern gemacht worden, und die meisten knüpfen ihre Untersuchungen an das sprichwörtliche Schweizerheimweh, das zwar auch schweizerische Vertreter der damaligen Wissenschaft der besonderen Beschaffenheit der Schweizerluft zuschreiben, indem sie aber selbstverständlich die kränkenden Verleumdungen jener Ausländer zurückweisen, «welche das Schweizerland niemals anderst als in den Karten oder in ihrer Einbildung gesehen haben, und kein Bedenken tragen, uns den Tieren zuzurechnen». Kurz nach ihrem Erscheinen (1707) wurde die Rostocker Schrift denn auch ganz energisch vom Zürcher Arzt Johann Jakob Scheuchzer, dem bekannten Propheten der Bergwelt, zurückgewiesen. Nachdem er erst eine Lanze in den Kampf gegen einen Franzosen getragen, der behauptet hatte, die Deutschen könnten nur auf Grund ihrer großen Geduld gelehrte Werke schaffen, und ihr Verstand habe seinen Sitz nicht im Gehirn, sondern im Sitzleder, wendet er sich mit aller Entschiedenheit gegen den Rostocker Gelehrten und legt ihm gegenüber dar, daß die Luft, die Temperatur und die übrige Beschaffenheit des Schweizerlandes für die körperliche und geistige Entwicklung des Menschen geradezu ideal seien. Die Schweizer haben als die Bewohner des höchsten Landes Europas nicht nur die

reinste Luft, sondern — weil sie die Luft nicht so sehr drückt — auch viel mehr «Beweglichkeit im Geblüt» und infolgedessen «größere und gesündere Leiber und kluge, heitere, zu allerhand Gehirnarbeit geschickte Gedanken». An einem anderen Ort spricht Scheuchzer überdies noch ausführlich von der Natur des Heimwehs, das er in der Hauptsache allerdings auch auf die Eigenschaften der Luft und deren Veränderungen zurückführt. Schon 1678 war zu Basel übrigens vom Stadtarzt Harder ein Vortrag über das Heimweh gehalten worden, worin «diese Krankheit mit einem neuen Titel Nostalgia benannt» wurde oder auch Muttersucht, weil die Mütter ihre Kinder zu verhätscheln pflegen, ihnen den Verkehr mit Fremden verbieten und sie fast nur mit Milch und Mus aufziehen, so daß ihr Heimweh später in der Fremde oft bloß eine Sehnsucht nach den heimatlichen Muostöpfen sei und meist auf Einbildung beruhe.

Als Gegenmittel nennt Scheuchzer, seiner Lufttheorie entsprechend, salpeterhaltige Arzneien, «welche eine zusammengepreßte Luft in sich enthalten». Andere Heilmittel gegen das Heimweh sind: Schieß- und Büchsenpulver, Most und neuer Wein und noch nicht «verjäsened» Bier, die die Luft im Inneren des Körpers ausdehnen und so mit der äußeren ausgleichen. Im schlimmsten Falle helfen «politische Mittel», d. h. man sagt den Schweizern — meist handelt es sich um Soldaten in fremden Diensten —, sie könnten heimkehren, und führt sie auf den Weg nach der Heimat, worauf das Übel verschwindet. Gute Mittel sind auch heimisches Hausbrot und Heimaterde, dem Kaffee beigemischt. Albrecht Haller stimmte Scheuchzers Meinung zu und erwähnt dabei einen jungen Schaffhauser, der in Bern heimwehkrank wurde, sich aber in der «schwereren Atmosphäre» seiner Heimatstadt wieder erholte. Übrigens hat noch erst vor wenigen Jahren der Stabsarzt eines marokkanischen Fremdenregimentes in einem Totenschein eines Schweizer Korporals in Mauretaniens geschrieben: «Gestorben am Heimweh.»

Das Wort Heimweh, das erst im XVIII. Jahrhundert Aufnahme in die deutsche Schriftsprache fand, war den Schweizern natürlich schon früh geläufig. Merkwürdigerweise begegnet es uns zum erstenmal im Brief eines französischen Hauslehrers, der von seinem Schüler schreibt, er habe «point le heimwé».

Von der Schweizerluft und ihrem Einfluß auf die Bevölkerung handeln auch die «Briefe, die Schweiz betreffend», die der deutsche Reisende C. C. L. Hirschfeld auf Grund seiner 1765—1767 ins Land der Eidgenossen unternommenen Reise in Leipzig erscheinen ließ. Er

lehnt sich in seinen Darlegungen in der Hauptsache an Scheuchzers Lufttheorie an und meint, das Unbehagen, das der Schweizer im Tiefland empfinde, rühre davon her, daß er, der in der Heimat die dünne Luft atme und Speisen und Getränke genieße, die ebenfalls dünne Luft enthielten, von der dickeren Luft der Ebene bedrückt würde, weil der Widerstand der mitgebrachten und lange konservierten dünnen Luft dagegen nicht aufkommen könne. Dadurch werde der Lauf des Geblütes und des Geistes gehemmt, jenes gegen das Herz, dieser aber gegen das Gehirn zurückgehalten, und die Folge sei Bangigkeit und Sehnsucht nach der Luft der Heimat. Das verführerische Alphorn, von dem das Volkslied «Zu Straßburg auf der Schanz» singt, muß auch damals seine Wirkung ausgeübt haben; denn, wie Hirschfeld erzählt, war es in Holland bei den Schweizerregimentern ausdrücklich verboten, diese Hörner zu blasen, um das in den Söldnern schlummernde Heimweh nicht zu wecken.

Noch manches schiefe Urteil über den Einfluß der Schweizerluft ließe sich aus der gelehrten Literatur der gutgläubigen alten Zeit auführen, z. B. das eines belgischen Gelehrten, Eremiten, der von den Bergbewohnern der Schweiz zu erzählen weiß, sie hätten in ihrer eisigen Einsamkeit fast ganz die Sprachfähigkeit verloren.

Nur eines sei zum Schlusse dieser Blütenlese noch erwähnt, das ebenfalls durch keine Sachkenntnis getrübt ist. Der große Denker Kant, so verehrungswürdig in seiner philosophischen Arbeit, geriet auf die schiefe Bahn, als er sich — wenn auch nur in Gedanken — in die Berge verirrte. Man wird allerdings zuletzt bei ihm, dem Stubenhocker, der nie über das Weichbild von Königsberg hinausgekommen ist und also nie auch nur einen rechten Hügel, geschweige einen Berg gesehen hat, in geographischen Dingen Aufschluß suchen. Als Professor der Philosophie hatte er aber damals alle Zweige der Wissenschaft zu lehren und kam in seinen Vorlesungen über Geographie auch auf die Schweizerluft zu sprechen, wobei er kritiklos allerlei Ammenmärchen über die Bergbewohner nacherzählte. Die Lufttheorie des Scheuchzer und anderer lehnt er zwar ab, ersetzt sie aber nur durch die ebenso merkwürdige Erklärung des Schweizerheimwehs, wonach dieses in der Vorstellung der Leute bestehe, welche sie sich von der Gemütsruhe machen, welche in der Schweiz die Menschen beseele, die sie denn auch nur da und sonst nirgends auf ihrem vaterländischen Boden antreffen zu können glauben, und ferner seinen Grund im größeren Kraftaufwand habe, den solche Leute ihres Unterhaltes wegen bei sich eintreten lassen

müßten. Heimweh ist für Kant eine Sehnsucht oder ein Bestreben mit dem Bewußtsein der Unmöglichkeit.

Während damalige Leuchten der Wissenschaft solchen Unsinn schrieben, predigte Jean-Jacques Rousseau den Menschen, die den Montblanc «les monts maudits» nannten und scheu und kalt an den Wundern der Natur vorbeigingen und nur Sinn hatten für künstliche Parkanlagen und die Stickluft der Städte: «Alles ist gut, wie es aus dem Schoße der Schöpfung hervorgeht.» Er zeigte den Erstaunten und Zweifelnden die Natur da, wo sie die Menschen noch nicht verdorben hatten.

Wäre er ein Kind unserer Zeit gewesen, hätte er sie auf einen hohen Berg geführt; aber zu seiner Zeit lag ja noch ein Bann auf der Alpenwelt, dem nur wenige zu trotzen wagten. Schon seine Schilderungen der kleinen Reisen, die der Genfer als Knabe auf den Jura und in die Waliser Bergwelt gemacht hatte, weckten Begeisterung und lockten die Menschen in die Höhen. Manchem, der heute Rousseaus begeisterte Lobsprüche auf den Naturgenuß liest, mögen seine Worte als Binsenwahrheiten vorkommen. Man darf aber nicht vergessen, daß das damalige Geschlecht noch nicht übersättigt, daß sein Naturevangelium etwas Neues für ihre Ohren war; denn auch die vielgelesenen Reisebeschreibungen der Engländer, die damals mit Vorliebe die Schweizer Alpenländer besuchten, erzählten mehr von den Gefahren und Mühen. «Wer die hohen Berge besteigen will» — und hohe Berge waren damals schon der Rigi und der Pilatus —, «der befehle Leib und Seele dem Höchsten», ist das Leitmotiv ihrer Schilderungen; es war schon etwas Modernes, für viele unerhört Kühnes, als Addison nach einer Schweizerreise schrieb: der Anblick der in viele steile Abhänge zerrissenen Alpen erfülle die Seele mit einer angenehmen Art von Schauer.

Welchen Eindruck mußte es auf jene Menschen machen, wenn sie in Rousseaus Bekenntnissen lasen: Man weiß, was ich unter einem schönen Lande verstehe: niemals erschien eine Ebene, so schön sie immer sein mochte, in meinen Augen schön; ich muß Ströme, Felsen, Gebirge, holprige Wege zu ersteigen, grauenvolle Abgründe zur Seite haben.

Neben solchen rein ästhetisch-philosophischen Betrachtungen treffen wir aber auch schon auf ganz moderne Ideen, wie wir sie heute etwa bei einem Hygieniker und Physiologen finden: «In der Tat empfinden alle Menschen, obschon sie es nicht alle beobachten, auf den hohen Bergen, wo die Luft dünn und rein ist, eine größere Leichtigkeit des Körpers, eine größere Freiheit des Atmens, eine größere Heiterkeit des



Alois Carigiet: Winterlandschaft mit Schlitten

Geistes, und ich bezweifle, daß irgendeine lebhaftere Erschütterung, irgendeine Nervenkrankheit gegen einen verlängerten Aufenthalt in solcher Höhe standhalten könnte, und wundere mich, daß Bäder in der gesunden und wohltuenden Luft der Berge nicht eines der großen Heilmittel der Medizin und Moral sind», schreibt der aufgeklärte Genfer in seiner «Nouvelle Héloïse».

Vergessen wir nicht, daß der Mann, der diese Worte schrieb, vor zwei Jahrhunderten gelebt hat und daß wir, die wir heute leben, noch Leute kannten, die sich vor den «verderblichen» Strahlen der Sonne und der «allzu dünnen» Luft unserer Berge schützen zu müssen glaubten.

Zur Zeit, da Rousseau das Leben in freier Luft predigte, wurden im königlichen Schlosse zu Versailles die Fenster der von einigen tausend Menschen bewohnten Räume jeweilen von Allerheiligen bis Ostern hermetisch zugeklebt aus Angst vor der «schädlichen frischen Winterluft». Wenn Rousseau auch kein großer Bergsteiger war, so viel ist sicher, daß ihm in der Geschichte des Alpinismus immer ein Ehrenplatz gewahrt bleiben wird. Wie Moses führte auch er ein widerspenstiges Volk dem gelobten Land entgegen, und wiederum wie Moses sah auch er es nur von ferne. Wir aber, die wir heute mit ganzem Herzen uns an den Bergen erfreuen und in ihrer reinen, klaren Luft uns gesundbaden und verjüngen, wir können nur dankbar seiner gedenken, des Propheten eines neuen Lebens, einer neuen Zeit.

Rousseau weckte aber mit seinem Ruf: Zurück zur Natur! nicht nur die Liebe zu den Bergen, sondern auch das Verständnis für ihre Bewohner, ihre Lebensweise, ihren Charakter, ihre Sitten. Hatte der Rheintaler Pfarrer Gabriel Walser im Sinne seines rationalistischen Zeitalters mehr nur vom Nützlichkeitsstandpunkt aus die Bergwelt be- reist und beurteilt und von der dort wehenden reinen, frischen Luft besonders gerühmt, daß man dort Kirschwasser wie Brunnenwasser trinken könne, ohne die üblen Folgen des Tieflandes dabei zu fühlen, betrachtet sie der ebenso fromme wie aufgeklärte Disentiser Pater Placidus a Spescha nun mit ganz anderen Augen. Die Märchen sind verschwunden. Dafür gibt er in seinen Schriften über seine vielen Bergreisen das Resultat seiner genauen Beobachtungen von den geologischen, mineralogischen, zoologischen und botanischen Zuständen der Alpen und verbindet mit der rein wissenschaftlichen rationalistischen Weltauffassung seine schwärmerische Liebe zur Alpenwelt, wie sie der reife Goethe (der seine Empfindung von der ersten Bergreise noch mit der Bezeichnung «sauwohl» bedacht hatte) in die herrlichen Worte faßt:

«Erhabner Geist, du gabst mir alles, worum ich bat,
Gabst mir die herrliche Natur zum Königreich.
Kraft, sie zu fühlen, zu genießen. Nicht
Kalt staunenden Besuch erlaubst du nur,
Vergönnest mir, in ihre tiefe Brust
Wie in den Busen eines Friends zu schauen.»

Dichter wie Herder, Humboldt, Byron, Nietzsche, C. F. Meyer, Widmann folgen ihm in der Verherrlichung der Alpenwelt und nehmen zum Dank für die genossene Erholung von der Alpenluft den Fluch, den törichte Stubenweisheit über sie geworfen hatte. Sie wenden sich zurück zur Meinung Ciceros, die F. T. Vischer in seinem berühmten Roman «Auch Einer» in die Worte faßt: Die bessern Menschen sind Gebirgsleute, sind gesunde Gebirgsbauern; das Tal mit seiner dumpfen Luft drückt auf ihre Lungen.

Das Märchen vom Vogel Phönix, den das Feuer immer wieder verjüngt, glauben wir nicht mehr; hingegen wissen wir heute alle, daß der im Treiben des geschäftigen Alltags rasch alt und müde werdende Mensch in der klaren Luft unserer Berge ein Bad der Wiedergeburt findet und daß das alte Wort noch immer seine Gültigkeit hat:

In aëre salus
salus aerea!

HELVETIA FEUER

ST. GALLEN

Generalagentur Chur

E. GIGER

Telephon 2 12 43 Bahnhofstraße 6

Agenturen in jeder Ortschaft

Feuer-, Einbruchdiebstahl-,
Fahrraddiebstahl-,
Wasserleitungsschaden-,
Elementarschaden-,
Betriebsunterbrechungs-,
Glasbruch-Versicherungen